2. Methodologie der Form

2.1 Formalismen I: Problemerzeugung

Die Soziologie entwickelt nicht nur Theorien, sondern arbeitet im selben Zuge auch an ihren Methoden. Sie arbeitet deshalb an der Entwicklung von *Methodologien*, also an Theorien, die als Methode fungieren können und realisiert damit zugleich Fremd- und Selbstreferenz, Gegenstands- und Wissenschaftsbezug. Um eine Methodologie – verstanden als Trennung *und* Zusammenhang von Theorie und Methode – formulieren zu können, bedarf es jedoch zunächst einer konkreteren Bestimmung von Theorie und Methode derart, dass man genauer sehen kann, wie ihre Artikulation geleistet wird. Zu diesem Zweck wird hier vorgeschlagen, Theorie im Hinblick auf ihre Kapazität zur Konstruktion von *Formalismen* und Methode im Hinblick auf *Beobachtung* in den Vordergrund zu rücken. Formalismen und Beobachtung sind gleichsam zwei Möglichkeiten der Operationalisierung der Unterscheidung von Theorie und Methode.[1] Beide verdeutlichen, dass Theorie und Methode zwei Seiten *einer* Unterscheidung sind und werden uns ferner einen Schritt weiter bringen in Bezug auf die Frage, weshalb eine Formtheorie als Methodologie Sinn macht und vor allem: wie sie das macht.

Bei aller unbestreitbaren Leistungsfähigkeit des Paradigmas der Kausalität: allein die Tatsache, dass eine kausale Rekonstruktion

1 Operationalisierung durchaus im üblichen Sinne einer Bestimmung von Indikatoren, aber auch im Sinne von: operativer Formulierung, also einer Formulierung empirisch vollzogener (ereignishafter) Operationen. Solche Formulierungen betreffen dann immer zugleich die Bestimmung von Elementen *und* ihrer Relationierung.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

von Theorien genauso wie von empirischen Prozessen immer *problemlos* möglich ist, muss stutzig machen. Man kommt auf diese Weise zwar leicht zu den geforderten, um einen nomologischen Kern herum gebauten Erklärungen, verschenkt aber mindestens auch die Möglichkeit, *neue* Probleme aufzuwerfen, um damit auch neues, überraschendes Wissen produzieren zu können.[2] Das ist gleichbedeutend mit einem Verzicht auf die Möglichkeit, Theorien mittlerer Reichweite formulieren zu können, die genau in diesem Punkt der Problemerzeugung eines ihrer wichtigsten Merkmale haben (Merton 1949a/1968: 42, 45; siehe auch Merton 1959).[3] Diesem

2 Das ist nicht dasselbe wie die Vorstellungen einer linearen Entwicklung von Theorien im Rahmen des kritischen Rationalismus (vgl. Esser 1993: 47 f.). Erstens handelt es sich bei dieser Entwicklungsidee um eine normative Vorstellung, die man in der Sozialforschung (geschweige denn: in der Soziologie) empirisch kaum realisiert finden wird (man hat schon genug Probleme mit Replikationsstudien; vgl. Wilson/Smoke/Martin 1973, Winship 2007, Abbott 2007b); zweitens werden dabei Geschichte und Systematik der Soziologie durcheinander gebracht oder erst gar nicht unterschieden (vgl. Merton 1968b); und drittens geht es hier ohnehin nicht darum, dass man mit einem Problem beginnt, für das man eine Theorie als Lösung formuliert. Die entscheidende Frage ist vielmehr: Wie gewinnt eine Disziplin eigentlich ihre Probleme? Sie findet sie jedenfalls nicht einfach vor. Nicht zuletzt ordnen Erklärungen »zuvor unbekannte Sachverhalte in ein im Prinzip bekanntes Wissen ein« (Esser 1993: 42). Mit »bekanntes Wissen« ist meist ein Kausalgesetz gemeint. Aber dann konzentriert man sich vor allem auf die Verbesserung der Gesetzesaussagen durch Falsifikation und ist nur noch sehr begrenzt in der Lage, Veränderungen im Gegenstand zu registrieren oder neues, unerhörtes, strittiges Wissen zu produzieren – und zwar umstritten nicht nur in Bezug auf die Öffentlichkeit, was nicht sonderlich schwer, vielmehr sogar normal ist, sondern strittig innerhalb der Sozialwissenschaften selbst.

3 Da Merton mitunter kausalistisch argumentiert, ist es umso wichtiger zu betonen, dass er den Unterschied von Soziologie und Sozialforschung zu pflegen wusste. Sein Hauptwerk *Social Theory and Social Structure* (1968a) setzt sich zum Ziel, wie er im Vorwort hervorhebt, Möglichkeiten des Zusammenspiels zwischen »social theory« und »social research« auszuloten und für *beide* jeweils Codifizierungen anzubieten.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aspekt hat man in bisherigen Diskussionen zu Mertons Idee der Theorien mittlerer Reichweite keine Beachtung geschenkt (vgl. zum Beispiel Boudon 1991, Esser 2002, Pawson 2000). Dass Probleme (und nicht die ebenfalls notwendigen Lösungen, ob in Form von Kausalerklärungen oder anders) der ausschlaggebende Antrieb für wissenschaftliche Forschung sind, manifestiert sich auch in Karl R. Poppers berühmten Diktum, dass man nur mit Problemen beginnen kann und nicht mit empirischen Beobachtungen, sei es in Form von Datensammlung oder Tatsachen (Popper 1961: 104). Das führt uns an einen entscheidenden Punkt: Probleme zu finden ist die schwierigste Aufgabe der Soziologie.[4] Aber was erlaubt es der Soziologie dann, so muss man konsequenterweise weiterfragen, ihre Probleme zu finden und zu formulieren? Was tut die Soziologie empirisch (nicht: was sollte sie tun), wenn es darum geht, Probleme zu finden?

Karl Poppers Antwort darauf ist mehr als hilfreich. Probleme entspringen einer Unterscheidung, nämlich der Unterscheidung von Wissen und Nicht-Wissen. Sie entstehen, so könnte man auch sagen (und hier verlassen wir Popper schon wieder), aus unserem sozialwissenschaftlichen Wissen um unser Nicht-Wissen. Theoriebildung zielt auf eine Spezifikation von präzise bestimmtem Nicht-Wissen ab und keinesfalls auf eine Akkumulation von immer mehr bekanntem Wissen qua nomologischer Erklärungen. Genau diese Spezifikation von Nicht-Wissen ist für Robert Merton eine zentrale Aufgabe von *middle-range theories* (Merton 1949a/1968: 68). Unsere Antwort auf die Frage, wie man soziologische Probleme findet und formuliert kann daher nur lauten: durch Theorie.[5] Die wesent-

4 Wie Systeme selbst Probleme finden ist auch *das* zentrale Rätsel der neueren Kognitionswissenschaft. Im Bereich ihrer technischen Umsetzung (vor allem KI) werden meistens immer noch Systeme gebaut, die vorgegebene Probleme lösen. Das verfehlt aber die zentrale Leistung von Kognition: überhaupt Probleme zu finden und lösen zu wollen. Vgl. Varela 1990.

5 Hier laufen zwei Bedeutungen von Theorie parallel: zum einen Theorie als allgemeine soziologische Orientierung, bisweilen Sozialtheorie genannt, zum anderen Theorien (im Plural) als Spezifikationen der Theorie in Bezug auf konkrete, historisch-spezifische Gegenstände (Theorie der Organisation, des Risikos, der Arbeitgeberverbände, der Familie,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

liche Leistung von Theorie besteht darin, Probleme zu finden und ihnen eine disziplinär angemessene Formulierung zu geben. Das heißt nicht, dass Anlässe für Problemformulierungen nicht auch außerhalb der Soziologie, also zum Beispiel durch gesellschaftliche Veränderungen, induziert sein können, aber die eigentliche Konstruktion eines fachlichen Problems ist immer theoretisch geleitet. Die Soziologie kann nicht anders. Auch an sie herangetragene Probleme (zum Beispiel durch Auftragsforschung) werden theoretisch *übersetzt*. Robert K. Merton hat in seinem Aufsatz *Notes on Problem-Finding in Sociology* (1959) diese Übersetzung genauer aufgeschlüsselt, indem er erforderliche Zutaten für das Finden soziologischer Probleme identifiziert: Fragestellung, Argumentation und empirische Fallsuche. Erstens erlauben Theorien das Stellen von *originating questions*, die den Bereich abstecken, über den man etwas in Erfahrung bringen will. Das sind bereits keine simplen Warum-Fragen mehr, weil sie so gestellt sind, dass die wissenschaftlichen Konsequenzen ihrer Beantwortung mit sichtbar werden.[6] Sonst wäre jede Frage zugleich eine wissenschaftliche Frage. Derart gestellte Fragen helfen der Soziologie mitunter dabei zu sondieren, was überhaupt als soziales Faktum gelten kann, weil zwar alle Aussagen

---

der Modernisierung, der Wirtschaft etc.). Dass hier einfach von Theorie im Singular die Rede ist und damit beides gemeint sein kann, hat mindestens zwei Gründe. Zum einen ist jede Sozialtheorie selbst historisch-spezifisch, also Theorie einer bestimmten Gesellschaft, zum anderen bestimmen spezifische Gegenstandstheorien immer mit, wie man sozialtheoretisch vorgehen kann. Ihre Beziehung ist mit anderen Worten nicht hierarchisch, sondern nachbarschaftlich zu verstehen.

6 Natürlich hat Merton auch Warum-Fragen gestellt, um Erklärungen formulieren zu können. Aber er hat die Bedingungen dafür problematisiert und in seinem Funktionalismus auch den Weg zu Wie-Fragen vorgezeichnet (Merton 1957). Er selbst hat noch Ralf Dahrendorf scharf dafür kritisiert, zu naiv mit Warum-Fragen umzugehen (Merton 1959: xi), eine Kritik, die heute genauso Hartmut Esser (1993: 31 ff.) oder Uwe Schimank (2007: 333 ff.) trifft. Gaston Bachelard (1934: 12) formuliert polemisch, dass die Wissenschaft eher Warum nicht?-Fragen stelle. Das kommt wiederum dem sehr nah, was wir später unter Rückgriff auf Gregory Bateson (1972: 405 ff.) kybernetische Erklärung nennen werden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

über die Gesellschaft in der Gesellschaft *soziale* Aussagen, aber eben nicht allein deshalb schon *soziologische* Tatsachen sind. Zweitens liefern Theorien durch eine Einordnung in die Sachfragen der Disziplin und durch Differenz zu anderen Theorien eine Argumentation, warum es sich lohnt, ebendiese Fragen zu stellen. Und sie eröffnen drittens die Möglichkeit, nach empirischen Fällen zu suchen (!), die das Problem am besten zu illustrieren und zu untersuchen erlauben. Die Empirie ist eben nicht einfach als Welt gegeben. Sie muss genauso wie alle anderen Zutaten für ein wissenschaftlich relevantes Problem konstruiert werden. Und vielleicht ist das sogar die wichtigste Leistung von Theorie.

Diese anspruchsvolle Aufgabe der Soziologie, soziologische Probleme zu finden (und nicht: zu lösen), ist, so kann man jetzt sagen, abhängig von ihrer Theoriebildung. Es reicht eben nicht aus, wie Merton in seinen »Notes on Problem-Finding« betont, irgendwelche Entwicklungen, Daten oder Fakten zugrunde zu legen, um dann einfach zu fragen, warum das so ist. Man braucht Theorie, und zwar *vorher*. So gesehen bemisst sich die Güte einer Theorie nicht an ihrem Informationsgehalt und auch nicht an ihrer Widerspruchsfreiheit, sondern an ihrem Problemgenerierungspotential.

Mertons Beitrag zur Frage der Problemfindung zeigt, was Theorien in dieser Hinsicht ermöglichen, nämlich Fragestellung, Argumentation und Empirie. Jedoch ist es möglich, noch tiefer in ein Theoriegeflecht vorzudringen, um genauer ermitteln zu können, *wie* Theorie Probleme der soziologischen Forschung produziert. Wie ist Theorie beschaffen, wenn sie Fragen, Argumentationen und empirische Fälle als Zutaten zur Erfindung von Problemen hervorbringen kann? Wie setzt sie sich in Gang? Wie macht sie sich operationsfähig, was treibt sie an? In Anlehnung an Charles Tilly (2004b) kann man diesbezüglich von *Formalismen* sprechen. Formalismen sind keinesfalls zwingend mathematische Formalisierungen, obwohl diese Möglichkeit mit eingeschlossen ist. Sie bezeichnen einfach Repräsentationen von Elementen sozialer Prozesse und ihrer Relationen. Mögliche Relationierungen sind zum Beispiel Ähnlichkeit, Simultanität, Kausalität oder Nachbarschaft (ebd.: 596).[7] Der Witz von Tillys Argument ist nun weniger, dass kaum

7 Formalismen ähneln insofern Strukturmodellen wie sie sich Hartmut Esser in Bezug auf Boudon und Bourricaud vorstellt (vgl. Esser 2002).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

jemand Formalismen benutzt, sondern dass sie zu selten offengelegt werden. Oft werden Formalismen verwendet, ohne dass sich Forscher dessen bewusst sind beziehungsweise ohne dass sie *mitteilen*, welche Formalismen zu den Ergebnissen geführt haben, die sie präsentieren. Das ist ein altbekanntes, aber wohl noch immer nicht gelöstes Problem der sozialwissenschaftlichen Methodologie (vgl. Cicourel 1964: 84 ff.). Die Forderung Formalismen zu verwenden, schließt also notwendigerweise mit ein, sie zu explizieren und gezielt einzusetzen, weil sich nur so die Chancen für Beobachter erhöhen, Irrtümer sichtbar zu machen und Überraschungen zu fördern. Deshalb ist für Tilly der entscheidende Punkt eines *jeden* soziologischen Forschungsprozesses (also auch unabhängig von der Unterscheidung qualitativ/quantitativ), ob Formalismen eingesetzt oder vermieden werden.

Formalismen sind die Antwort auf unsere Frage nach dem Wie der theoretischen Problemgenese. Sie disziplinieren die Untersuchung von Beginn an und erlauben es überdies, gleichplausible Formulierungen im Hinblick auf ihre Richtigkeit zu unterscheiden – wobei Richtigkeit nur heißen kann: richtig jeweils in Abhängigkeit von bestimmten Untersuchungskontexten. Hinzu kommt noch, dass Repräsentationen nur dann als Formalismen zählen, »when investigators adopt or create them in logical independence of their observations of social processes and then make rigorous comparisons between representations and the observations« (Tilly 2004b: 596). Damit sind drei Eigenschaften von Formalismen benannt, die in ihrer stets veränderlichen (also unbestimmten, aber im Forschungsprozess immer wieder bestimmbaren) Beziehung für das Aufwerfen von Problemen sorgen: Disziplinierung der Beobachtung, Unterscheidung von Plausibilitäten und eine von empirischen Beobachtungen unabhängige Entwicklung. Alle drei Eigenschaften stützen sich gegenseitig. Die beobachtungsunabhängige Entwicklung von Formalismen sorgt für die Disziplinierung der Beobachtung, die wiederum Vergleichsmöglichkeiten eröffnet und

---

Jedoch besteht der wesentliche Unterschied darin, dass Formalismen Kausalität als nur *eine* Option der Relationierung von Elementen (die zudem nicht unbedingt die Form von Variablen annehmen müssen) vorsehen. Essers Strukturmodelle sind insofern ein Spezialfall von Formalismen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Plausibilisierungsarbeit erfordert. Dabei entsteht eine eigentümliche, problemgenerierende Spannung. Wenn man Beobachtung von vornherein mit einem Formalismus zähmt, werden Phänomene registriert, die im verwendeten Formalismus zunächst unmarkiert sind und deswegen dazu zwingen, sie gerade deswegen genauer zu beobachten, also zu markieren und damit zu problematisieren; oder der Formalismus zeichnet zum Beispiel eine Verbindung vor, für die man empirisch noch sensibel werden muss, um den entsprechenden Tatsachen auf die Spur zu kommen. An Talcott Parsons' Entdeckung-Erfindung der symbolischen Tauschmedien sieht man zum Beispiel, wie sein AGIL-Formalismus ihn dazu zwingt, sich vor dem Hintergrund der Existenz des Geldes im Wirtschaftssystem die Frage zu stellen, was das Pendant dazu in den anderen Systemen der Gesellschaft und darüber hinaus im allgemeinen Handlungssystem ist (Parsons 1977). An den manchmal eigentümlichen Besetzungen seiner Vierfeldertafeln sieht man ferner, das ein Formalismus durchaus auch scheitern kann, dass man aber nicht sofort dazu übergehen muss, ihn deswegen für falsch zu halten – genauso wie ein gescheitertes Experiment Physiker nicht sofort entmutigt, sondern zu Modifikationen in der Anordnung anregt: »[...] schließlich werden die Erfahrungsbedingungen von den experimentellen Voraussetzungen bestimmt.« (Bachelard 1934: 14 f.; Zitat, S. 15) Bei Parsons mögen viele Konstruktionen (man denke nur an das »fiduciary system«) eigenartig erscheinen. Aber sein Festhalten am Formalismus hat auch dazu geführt, die Interaktionsmedien zu entdecken (beziehungsweise hat ihn dazu gezwungen, sie zu erfinden). Formalismen sind keine Hypothesen. Sie sind für Falsifikation nicht zugänglich, aber genau das ist ihre Stärke. Formalismen sind immer schon falsch angelegt. »Jede neue Wahrheit entsteht trotz gegenläufiger Evidenz, jede neue Erfahrung trotz des unmittelbar gegebenen.« (Ebd.: 12)

Das Verhältnis von Theorie und Formalismus ist eingangs als das einer operationalen Spezifikation eingeführt worden. Das bedarf jedoch noch einer Ergänzung. Eine Theorie ist ein Formalismus, dessen postulierte Elemente und Relationen selbst Formalismen sind. Sie ist ein Formalismus zweiter Ordnung – und multipliziert damit die Problemfindungsgelegenheiten. Das wird insbesondere bei Niklas Luhmanns Systemtheorie deutlich, aber auch bei Harrison C. Whites und Bruno Latours Netzwerktheorien.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schaut man vor diesem Hintergrund zurück auf unsere Unterscheidung zwischen Theorie und Methode, so lassen sich Formalismen weder der theoretischen noch der methodischen Seite eindeutig zuordnen. Wenn Luhmann behauptet, dass die Funktion von (kostruktivistischen) *Methoden* darin besteht, das Kontinuum zwischen Realität und Kenntnis zu unterbrechen, weil dies der Forschung ermöglicht, sich selbst zu überraschen und Information zu generieren (Luhmann 1997a: 37), so entspricht das letzten Endes dem eben aufgeführten Argument von Tilly, dass *theoretisch* gewonnene Formalismen unabhängig von empirischen Beobachtungen konstruiert werden, also Realität und Kenntnis unterbrechen müssen, um ebendies leisten zu können. Methoden unterscheiden sich voneinander anscheinend genauso wie im Fall von Theorien dahingehend, inwiefern sie mit Hilfe von Formalismen Probleme aufzuwerfen in der Lage sind oder nicht. *Formalismen, so kann man deshalb sagen, sind Mechanismen der Verknüpfung von Theorie und Methode* – und Methodologien sind das Resultat.[8] Das ändert aber nichts daran, dass jede Methodologie als Unterscheidung von Theorie und Methode selbst nur theoretisch vorgehen kann. Es bleiben Theorien, die für die Genese von Problemen verantwortlich sind – das gilt auch für methodologische Probleme.

2.2 Formalismen II: Methodologische Postulate

Methodologien sind Schnittstellen zwischen Theorie und Methode (vgl. auch Smith 1991) und Formalismen ihr operativer Ausdruck – mithin ihre Operationalisierung. Hinter der unüblichen Rede von Methodologien im Plural[9] verbirgt sich eine einschneidende Verän-

8 Abbott (2004: 23 f.) betrachtet interessanterweise Formalisierung (in einem engeren Sinne) als eine Möglichkeit, sich zwischen Theorie und Methode zu bewegen.

9 Siehe jedoch van Meter 1994 und Abbott 2004. Die Lektüre von Abbott macht ferner deutlich, dass wir in Deutschland methodologisch fast ausschließlich auf das fixiert sind, was er *standard causal analysis* nennt und nur als eine Methode neben Formalisierung, Fallvergleichen, Ethnographie und historischen Narrativen vorstellt. Diese Fixierung macht gerade ein Blick in Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung deut-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

derung gegenüber der klassischen Methodologie mit ihrer kausalnomologischen Erklärung. Während man dort Methodologie und Wissenschaftstheorie als Synonyme begreifen kann (vgl. Opp 2002: 10), versteht sich eine Äquivalenz dieser beiden jetzt nicht mehr von selbst. Es gibt nicht nur die eine Methodologie der Sozialwissenschaften, sondern immer zugleich viele; und womöglich ist genau das viel bezeichnender für die Logik der Sozialwissenschaften als vieles andere. Die vieldiskutierte Pluralität der Theorien betrifft also auch die theoretische Untersuchung von Methoden, sprich: jede Methodologie. Warum sollte man auch diesbezüglich halt machen und plötzlich nur noch eine (»beste«) Theorie des methodischen Vorgehens formulieren? Ein wissenschaftstheoretisches (normatives) Primat kann man zwar formulieren und fordern,[10] aber ein solches Primat führt angesichts der Vielschichtigkeit des Gegenstands in eine Sackgasse. Genau darauf wollte Paul Feyerabend (1983) durch sein *anything goes* hinweisen, das entgegen üblicher Zitationsanlässe keinesfalls zur methodologischen Willkür aufruft, sondern vielmehr im Rahmen der Wissenschaftstheorie

---

lich, die sich mehr oder weniger noch an einer Kausalmethodologie und entsprechenden Kriterien (Validität, Reliabilität etc.) zu messen versuchen, obwohl sie forschungspraktisch schon ganz anders unterwegs sind.

10 Betrachtet man die Ergebnisse der Wissenschaftssoziologie bei Merton (1968b) oder Latour (2007: 150 ff. und die dort zahlreichen Literaturhinweise) ist selbst das fraglich. Sobald man jedenfalls empirisch (und nicht normativ) vorgeht, zeigt sich bekanntermaßen, dass die Wissenschaft sich in Bezug auf Wissenschaftstheorie (seitdem es sie gibt) immerzu abweichend verhält und verhalten hat, insbesondere was ihre »großen« Entdeckungen (oder waren es Erfindungen?) angeht. Für letzteres muss man schon ein Bad nehmen, sich unter einen Apfelbaum setzen oder im Halbschlaf vor dem Kamin schlummern, weil man zu müde ist zum Arbeiten. Eine normative Wissenschaftstheorie hat dennoch ihren Sinn, aber nicht als Orientierungsstern für die wissenschaftliche Praxis, sondern als Rhetorik der *ex post* Rationalisierung und zur Filterung dessen, was im Rahmen der Präsentation eines Forschungsprozesses als relevant oder irrelevant markiert werden kann. So erreicht man ein Minimum an Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit von Forschungsberichten (Bücher, Aufsätze etc.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

für einen anderen Umgang mit dem Problem der Komplexität sensibilisieren möchte. Nur ein methodologisches Postulat, das zugleich größtmögliche Varietät mit größtmöglicher Redundanz kombinieren kann, wird, im Kontext einer Wissenschaftstheorie gesprochen, die wissenschaftliche Entwicklung nicht behindern. Genau darauf zielt das *anything goes* ab. Es verbindet die Willkür oder Falschheit des Anfangs (der Fragestellung, der verwendeten Theorie, des Forschungsinteresses etc.) und schließt zugleich Beliebigkeit aus, weil die anfängliche Willkür einer Konditionierung durch die jeweilige Disziplin, den Forschungskontext und die verwendete Theorie unterliegt, so dass anschließend gerade nicht mehr alles möglich ist.

Eine am Formbegriff von George Spencer-Brown und seine soziologische Interpretation durch Niklas Luhmann orientierte Formtheorie kann den bislang geschilderten Umständen Rechnung tragen. Sie verzahnt Theorie und Methode, indem sie die Entwicklung entsprechender Formalismen erleichtert. Sie ist die denkbar schwächste methodologische Voraussetzung, weil sie nicht einen bestimmten Formalismus präsentiert, sondern sich als ein Formalismus erweist, mit dem sich problemgenerierende Formalismen bauen lassen. Ihre Voraussetzungen sind Unterscheidungen, Kommunikation und Sinn, die alle aufeinander verweisen. Und eine Formtheorie treibt das Ganze auf die Spitze mit der Behauptung, diese Voraussetzungen nicht als *petitio principii* zu formulieren, sondern sie mit Hilfe ihrer selbst untersuchen zu können. Kommunikation kann man mit diesen Voraussetzungen selbst zum Gegenstand machen, genauso wie Sinn oder Unterscheidung.

Die Formtheorie ist mit Sicherheit nicht die einzige Theorie, die eine Formalismenproduktion ermöglicht und vorantreibt. Doch ist sie durch ihre intensive Anbindung an die Systemtheorie und Kybernetik zweiter Ordnung im Besonderen darauf ausgerichtet, die Probleme der Komplexität, der Kommunikation, der Selbstreferenz und der Beobachtung aufzugreifen – Probleme, die für die Sozialwissenschaften konstitutiv sind, aber regelmäßig ausgeblendet werden, weil einfach das methodologische Rüstzeug fehlt, um sich ihnen zu stellen. Nur weil man mit Kausalität einfacher überprüfbare, klare, widerspruchsfreie Ergebnisse erhält, kann man sich eben nicht darauf beschränken. Die mittlerweile klassische Abhandlung von Aaron V. Cicourel zur *Methode und Messung in der Soziologie* liest sich in ebendiesem Sinne als eine einzige Warnung davor, sich nur um

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

diejenigen Probleme zu kümmern, die sich in verfügbare (Mess-)Methoden zwängen lassen (Cicourel 1963). Er setzt auf eine Anbindung an die phänomenologische Handlungstheorie von Alfred Schütz, obwohl oder gerade weil keine Methoden verfügbar sind, die eine im Sinne der Sozialforschung »empirische« Forschung in diesem Bereich erlauben. Und Georg Simmel formuliert in Bezug auf seinen Vorschlag, die Unterscheidung von Form und Inhalt als Kern soziologischer Forschung zu begreifen:

»Und so wenig die wissenschaftliche Arbeit irgendwann sich völlig auf jene noch undeutlichen, instinktmäßigen, nur in der Einzeluntersuchung unmittelbar betätigten Verfahrensweisen stellen darf, so hieße es dennoch, sie zur Unfruchtbarkeit verurteilen, wenn man neuen Aufgaben gegenüber eine restlos formulierte Methodik zur Bedingung schon des ersten Schrittes machen wollte.« (Simmel 1908: 30)

Vor derselben Schwierigkeit steht eine Formtheorie, die im Grunde genommen bei Simmel ihren Ausgang nimmt. Aber sie formuliert nicht den Anspruch, irgendwann Eindeutigkeit produzieren zu können. Sie will die soziale Welt nicht erklären, sondern *erfassen*. Und dazu muss sie sich grundlegend auf Unbestimmtheit, Selbstreferenz und Kontingenz einlassen, weil Sozialität, was kaum jemand bestreiten würde, undeutlich und mindestens ambivalent ist und ihre Erfassung davon abhängt, ob man in der Lage ist zu zeigen, wie sie sich unter diesen Umständen (und mit ihnen) selbst ermöglicht. Im Verlauf dieser Arbeit wird sich zeigen, ob und wie eine soziologische Formtheorie tatsächlich die Ansprüche erfüllt, die mit der bisherigen Argumentation gestellt worden sind. Es wird davon ausgegangen, dass sie das kann, auch wenn anschließend nicht jeder einzelne Punkt dieser methodologischen Diskussion einzeln und in aller Ausführlichkeit wieder aufgegriffen wird.

Wie lässt sich zu diesem Zweck vor dem Hintergrund der bisherigen Betrachtung anknüpfen? Wie gelangt man von diesen Vorüberlegungen aus zu einer Formtheorie beziehungsweise wie kann man deutlich machen, dass es sich um eine Theorie handelt, die als soziologische Methodologie funktionieren kann? Es gelingt womöglich durch ein Aufgreifen und eine Modifikation zweier grundlegender Ausgangspunkte der klassischen Methodologie:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(1) »The sociologist studies man in society: the methodologist studies the sociologist at work.« (Lazarsfeld 1959: 40)
(2) »Das, was wir ›Sozialwissenschaften‹ nennen, ist eine äußerst umfangreiche Ansammlung von Sätzen.« (Opp 2002: 19)

Die anvisierte Modifikation dieser Ausgangspunkte ergibt sich, wenn man die in (1) angedeutete *Selbstreferenz* durchbrechen lässt und in (2) anstelle der Prädikatenlogik die *Kognitionswissenschaften* zur Grundlage macht.

(a) Selbstreferenz und Ethnomethodologie

Das Zitat von Paul F. Lazarsfeld grenzt das Feld der sozialwissenschaftlichen Methodologie eindeutig ab.[11] Er beginnt mit der Unterscheidung zwischen Disziplin (Soziologie) und Gegenstand (Gesellschaft), die wiederum in zwei weitere Unterscheidungen aufgelöst wird: In Bezug auf den disziplinären Zugang in die Unterscheidung von Methodologie und Soziologie und in Bezug auf den Gegenstand in die Unterscheidung zwischen Gesellschaft (»man in society«)[12] und soziologischer Forschung (»sociologist at work«). Seine disziplinäre Unterscheidung lässt interessanterweise offen, ob Methodologie selbst eine Art und Weise ist, Soziologie zu betreiben. Der dadurch angedeutete Zirkel, dass Methodologie selbst Soziologie ist und ein Methodologe somit sich selbst beim Forschen erforscht, wird in der Sozialforschung meist durch einen Bezug auf eine philosophisch begründete Wissenschaftstheorie unterbrochen. Lazarsfeld verzichtet jedoch auf diese Lösung. Der gesamte Text, dem das Zitat entstammt, kommt im Gegensatz zu heutigen Abhandlungen in diesem Bereich ohne große Bezüge auf Wissen-

11 Daran orientiert nennt er im Anschluss sechs Aufgabenfelder der Methodologie: die Einordnung von Forschungsthemen, die Klärung von Begriffen, die Implikationen von Forschungstechniken, die Wechselbeziehung dieser Techniken, die Systematisierung empirischer Ergebnisse und die Formalisierung des Gedankenganges (Lazarsfeld 1959: 40 ff.).

12 Das ist natürlich selbst wieder eine Unterscheidung zwischen Individuum und Gesellschaft. Man kann das unberücksichtigt lassen, weil es das Argument an dieser Stelle nicht weiter informiert – zumal die Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft, so Simmel (1908) oder auch Luhmann (1997a), nichts anderes als die Form der Gesellschaft ist.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schaftstheorie aus. Das scheint kein bloßer Zufall zu sein. Lazarsfeld wählt einen anderen Weg, der die Offenheit seines Ausgangspunkts im Hinblick auf Selbstreferenz wahrt. Er versucht nämlich über die genaue Beobachtung empirischer Studien, eine sozialwissenschaftliche Methodologie als *soziologische* Theorie zu entwickeln. Genau dieser Punkt ist in der klassischen Methodologie kaum weiterverfolgt worden und kommt deshalb immer wieder zu kurz.[13] Dabei steht doch außer Frage, und damit kommen wir zur zweiten Unterscheidung des Zitats, dass die Arbeit des Soziologen eine Arbeit ist, die in der Gesellschaft stattfindet, also selbst alle Beschränkungen, Mechanismen und Möglichkeiten in Rechnung stellen muss und reproduziert, die »man in society« kennzeichnen. Der Satz von Lazarsfeld wird dadurch autologisch, also selbstreferentiell, weil er als Methodologe Soziologen, also unweigerlich auch sich selbst, beobachtet und deren Arbeit sich auch noch auf »man in society« bezieht, wozu ein Soziologe unweigerlich selbst gehört.

Das erinnert selbstverständlich an Harold Garfinkels Ausgangspunkte für eine Ethnomethodologie (Garfinkel 1967). Eine selbstreferentielle Methodologie ist in letzter Konsequenz *Ethno*methodologie. Das Potential und die Attraktivität der Ethnomethodologie wird aktuell wieder im Rahmen der Akteur-Netzwerk-Theorie diskutiert, die unter anderem mit Hilfe dieser Grundlage sogar nichts geringeres beansprucht, als eine »neue Soziologie« formulieren zu können (Latour 2007). Die Ethnomethodologie zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich für Fragen der Ursachen des Handelns explizit nicht interessiert, sondern beständig danach fragt: Wie wird eine Handlung zustande gebracht? (vgl. Weingarten/Sack 1976) Anhand dieser Fragestellung wird noch einmal deutlich, dass eine Frage danach, warum jemand so handelt, wie er handelt, das entscheidende soziologische Problem und die damit verbundene Verwunderung verschwinden lässt, nämlich wie es überhaupt dazu kommt, dass jemand »handeln« kann, und wie andere überhaupt auf die Idee kommen, sich selbst und anderen »handeln« zu unterstellen. Ein Zitat von Garfinkel, und zwar die allerersten Zeilen seines Buchs *Studies in Ethnomethodology*, fasst unseren Gedankengang in komprimierter Form zusammen:

13 Siehe für eine explizite Forderung nach einer soziologischen Wissenschaftstheorie Elias 1970: 43 ff.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»The following studies seek to treat practical activities, practical circumstances, and practical sociological reasoning as topics of empirical study, and by paying to the most commonplace activities of daily life the attention usually accorded extraordinary events, seek to learn about them as phenomena in their own right. Their central recommendation is that the activities whereby members produce and manage settings or organized everyday affairs are identical with members' procedures for making those settings ›account-able‹. The ›reflexive‹, or ›incarnate‹ character of accounting practices and accounts makes up the crux of that recommendation.« (Garfinkel 1967: 1)

Jedes *account*, also jede Bericht-Rechtfertigung, die wir anfertigen, dient dazu, den Tatbestand der Sozialität zu bewältigen, *und zwar in der sozialen genauso wie in der soziologischen Alltagspraxis*. Eine Methodologie kann nicht darauf verzichten, dies zur Kenntnis zu nehmen und ihre Überlegungen von dort aus zu organisieren. Der Satz von Lazarsfeld macht das deutlich, aber nur, wenn man ihn selbstreferentiell liest. Erst dann entfaltet er alle seine Facetten.

(b) Unterscheidung und Kognitionswissenschaft

Der oben zitierte Satz (2) ist Karl-Dieter Opps Einstieg in seine Abhandlung zur *Methodologie der Sozialwissenschaften* (Opp 2002). Diesem Satz ist eigentlich nichts hinzuzufügen, das heißt man kann schlecht sagen, dass das nicht stimmt. Diese Art des Anfangs, die selbstevident zu sein scheint, hat aber selbstverständlich Konsequenzen für die Möglichkeiten und Ansatzpunkte einer daraus entfalteten Methodologie. Es ist kaum zu bestreiten, dass die daraus (wenn auch nicht zwingend) folgende Hauptbeschäftigung mit Kausalität, Logik, Erklärung, Gesetzen, Theorien und Begriffen tatsächlich den momentan höchsten Ausarbeitungs- und Reifegrad aufweist, den eine Methodologie der Sozialwissenschaften erreicht hat. Vorwerfen kann man Opp[14] nur, dass dieser Ausgangspunkt

14 Die Position von Karl-Dieter Opp steht hier stellvertretend für die Tradition des kritischen Rationalismus im weitesten Sinne, also unabhängig davon, dass es innerhalb dieses methodologischen Ansatzes selbstverständlich zahlreiche Modifikationen und Verzweigungen gibt. Einen prägnanten Überblick dieser Entwicklungen inklusive eines eigenen Vorschlags bietet Schmid (2006).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

überholt ist, denn mittlerweile kann man wissen, dass er etwas voraussetzt, das man gerade methodologisch nicht ignorieren kann.

Zweifelsohne setzt jeder Anfang etwas voraus, das zugleich unerwähnt bleiben muss. Aber in diesem Fall lässt sich diese Voraussetzung ziemlich genau bestimmen – mit der Konsequenz, zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass sich damit auch der methodologische Zugang verändert. Legt man Ergebnisse der neueren Kognitionswissenschaft beziehungsweise einer Biologie der Erkenntnis zugrunde (vgl. Bateson 1972; von Foerster 1997; Maturana 1981; Maturana/Varela 1984; Varela 1979, 1990), ergibt sich ein anderer Ausgangspunkt – zwar nicht nur in Bezug auf die Entwicklung von Methodologien, aber für sie doch in besonderer Weise. Ein zentrales Ergebnis dieser Untersuchungen (und zugleich ihr Grundgedanke) ist, dass die basale kognitive Operation jedes Beobachters die *Operation der Unterscheidung* ist. Daraus folgt aber, dass das, was wir »Sozialwissenschaften« nennen, nicht in erster Linie eine Menge von Sätzen ist, sondern eine Menge lose gekoppelter Unterscheidungen, die Beobachtern als Grundlage der Formulierung von Sätzen dient.

Diese Ansicht ist soziologisch nicht so ungewöhnlich wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Bereits bei Simmel liest man immer wieder, dass der Mensch ein Unterschiedswesen sei (Simmel 1890: 137; 1903: 192) und bei Gabriel Tarde, ein weiterer Klassiker, den man gerade erst zu entdecken beginnt, heißt es sogar noch schärfer:

> »Existieren heißt differieren; die Differenz ist in gewissem Sinn das Wesen der Dinge, was ihnen zugleich völlig eigen und gemeinsam ist. Dies muss der Ausgangspunkt sein, und entschieden sollte man verteidigen, dass man alles durch ihn erklärt, auch die Identität, welche bisher fälschlicherweise als Ausgangspunkt diente.« (Tarde 1893/2009: 71 f.)

Heute ist es neben Niklas Luhmann (1984a, 1997a, 1997b) und Dirk Baecker (1993a, 1999b, 2002a, 2005a, 2005b, 2006a, 2006b) unter anderem Andrew Abbott, der diese Praxis des Unterscheidens als Triebfeder der Dynamik und des Wandels in den Sozialwissenschaften betrachtet (Abbott 2001a, 2004). Diese Idee ist der Soziologie also überhaupt nicht fremd. Die Sozialforschung und mit ihr die klassische Methodologie werden sich damit freilich schwer tun,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

denn Unterscheidungen lassen sich nur schwer erheben – am wenigsten wenn man jemanden fragt. Unterscheidungen liegen nicht als Daten vor, sondern sind Fakten, das heißt, sie sind nicht gegeben (dare, datum), sondern gemacht (facere, factum). Unterscheidungen werden gemacht beziehungsweise getroffen (oder nicht), und zwar durch einen Beobachter qua Beobachtung. Deshalb gewinnt unter diesen Umständen Beobachtung, inklusive ihres Angewiesenseins auf Unterscheidungen und den Beobachter (also: ein System), auch einen anderen, neuen Stellenwert.

Bevor Sozialwissenschaftler also einen Satz formulieren beziehungsweise die Sozialwissenschaften eine Ansammlung von Sätzen produzieren können, treffen sie Unterscheidungen. Das gilt auch für eine Anwendung der Logik. Für die Prädikatenlogik heißt das beispielsweise, dass sie mindestens eine Unterscheidung zwischen Objekten und Merkmalen (beziehungsweise Prädikaten) treffen muss – sonst ist sie schlicht und ergreifend nicht anwendbar. Ohne Unterscheidung kein Satz und ohne Sätze keine Möglichkeit einer Anwendung der Logik, auch wenn die empirische Zeitdifferenz zwischen dem Treffen einer Unterscheidung und der Formulierung eines Satzes nicht messbar ist und auch wenn die Angewiesenheit der Wissenschaft auf sprachliche Formulierungen es nicht gerade leicht macht, diese Annahme zu akzeptieren.

Genauso wie der Satz von Lazarsfeld stehen bleiben kann, insofern man ihn autologisch wendet, kann auch dieser Satz von Opp im Prinzip so stehen bleiben, insofern man ihn nicht als Ausgangspunkt nimmt, sondern eine Unterscheidungstheorie vorschaltet, die das operative, kleinteilige Geschehen sichtbar machen kann, das uns dazu befähigt, Sätze überhaupt zu bilden. Unglücklich bleibt dann höchstens noch die Bezeichnung der Sozialwissenschaften als eine »Ansammlung« von Sätzen. Nach unserer Modifikation erscheint sie vielmehr als eine Unterscheidung von Unterscheidungen, die fortlaufend selektiv miteinander gekoppelt und wieder entkoppelt werden: die Sozialwissenschaften sind ein Netzwerk von Unterscheidungen. Man beachte, dass dies keine Aussage über die *differentia specifica* der Sozialwissenschaften ist, denn das trifft auf alle Wissenschaften und letztlich sogar auf alle sozialen Formen zu. Aber eine Bestimmung der Form der Sozialwissenschaften ist hier auch nicht die Zielsetzung. Es geht vielmehr um ein Tieferlegen des Ausgangspunkts für die Entwicklung und Beobachtung von Me-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

thodologien inklusive des Problems, sie von vornherein als Ethnomethodologien anzulegen.

2.3 Beobachtung I: Ethno-Methodologie

Eine soziologische Methodologie, die ihre Grundlagen aus den Problemen der Selbstreferenz und Unterscheidung gewinnt, ist auf einen versierten Umgang mit *Beobachtung* angewiesen. In der Soziologie fristet Beobachtung ihr Dasein bislang vornehmlich als eine Technik der Sozialforschung unter anderen. Ihr Status für die Sozialwissenschaften wird meist heruntergespielt. Dabei verfügt sie, wie auf der anderen Seite Formalismen, über das Potential, die Unterscheidung von Theorie und Methode unbestimmt werden zu lassen (und verknüpft sie dadurch miteinander). Das wird insbesondere an kybernetischen Überlegungen zur Empirie der Beobachtung deutlich, die Beobachtung im Gegensatz zur Soziologie als Grundbegriff behandeln. Beobachtung, so die Kybernetik zweiter Ordnung, ist nur über das Prozessieren von Unterscheidungen möglich und muss überdies Selbstreferenz in Kauf nehmen (von Foerster 1993a; Glanville 1988a). Das entspricht nicht von ungefähr den zwei methodologischen Postulaten des vorangehenden Abschnitts. Dass Beobachtung nur unter diesen Umständen möglich ist, lässt erahnen, weshalb man sie in der Soziologie als bloße »Technik« in Zaum halten musste und eine Theorie der Beobachtung außer in ersten Ansätzen (vgl. König 1973b) nie ausgearbeitet worden ist. Denn auf diese Weise ließen sich unter anderem die Schwierigkeiten vermeiden, die auftreten, wenn man davon ausgehen muss, dass nicht nur die Forscher, sondern auch die Beobachteten Beobachter sind. Eine Theorie der Beobachtung muss das jedoch von Beginn an berücksichtigen. Erst zu einem viel späteren Zeitpunkt kann man dann beginnen, die jeweils spezifischen Kontrolloperationen zu benennen, die einen naiven von einem wissenschaftlichen Beobachter unterscheiden. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass beide Seiten, Wissenschaftler genauso wie ihre Subjekt-Objekte, Kontrolloperationen für ihre Beobachtungen benutzen, aber der Unterschied vor allem darin besteht, dass Wissenschaftler sie entsprechend notieren und darüber Berichte verfassen, um ganz andere Formen der Auflösung, der Selbstbeobachtung und des Gedächtnisses entstehen zu

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lassen. Bei alldem ist noch nicht einmal eingerechnet, dass man in der Soziologie eigentlich daran gewöhnt ist, etwas Drittes in Betracht zu ziehen, nämlich die soziale Situation beziehungsweise, operativ ausgedrückt, Kommunikation, die sich womöglich mit eigenen Kontrolloperationen dazwischen schiebt und das Vorhaben einer Theorie der Beobachtung nicht unbedingt erleichtert.

Der Grund dafür, dass neben Formalismen auch Beobachtung die Unterscheidung von Theorie und Methode unscharf werden lässt, ist denkbar einfach gestrickt: Geht man nur vom Sachverhalt der Beobachtung aus, kann man Theorie und Methode nicht unterscheiden, denn bei beiden handelt es sich um Beobachtungsformen – ungeachtet dessen, dass sie unterschiedliche Unterscheidungen verwenden. Wenn man zu einer Methodologie der Form gelangen will, führt der Weg also auch über Beobachtung und ihren Zusammenhang mit formtheoretischen Überlegungen. Die zwei zuvor entwickelten methodologischen Postulate der Selbstreferenz und Unterscheidung sind dafür maßgebend. Schauen wir uns also die Implikationen eines so gebauten Beobachtungsbegriffs genauer an.

Beobachtung ist nur durch eine Verwendung von Unterscheidungen möglich. »Verwendung« heißt, dass man nicht umhin kommt, eine Asymmetrie zwischen den beiden Seiten einer Unterscheidung einzuführen. Beobachten heißt also eine Unterscheidung verwenden, um etwas bezeichnen zu können. Es ist keine Frage der Entscheidung, ob man eine Unterscheidung verwendet oder nicht. Wenn man etwas bezeichnet, hat man, ob man will oder nicht, eine Unterscheidung ins Spiel gebracht, der man jedoch erst im nächsten Augenblick auf die Spur kommen kann.

Diese Feststellung, dass man nichts bezeichnen kann, ohne eine Unterscheidung zu treffen ist freilich trivial – und sie würde es auch bleiben, hätte man im Anschluss als Beobachter keine Möglichkeit, sie methodologisch auszuarbeiten.[15] An genau dieser Stelle setzt eine Formtheorie an. Sie ist der Versuch, die Konsequenzen aus dieser Trivialität methodologisch geltend zu machen[16], und

15 Deshalb ist diese Einsicht von George Spencer-Brown für die Systemtheorie und die Kognitionswissenschaften auch so interessant geworden, obwohl Spencer-Brown selbst keine Systemtheorie betreibt.

16 Üblicherweise, wenn auch selten explizit, wird eine solche Unterscheidungstheorie eher epistemologisch eingeordnet und diskutiert. Die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwar im direkten Zusammenhang mit soziologischen Überlegungen, das heißt eine Formtheorie kann in letzter Instanz nicht unabhängig von der Soziologie entwickelt werden, sofern man auf eine Ethnomethodologie im soeben bezeichneten Sinne abzielt. Löst man Methodologie in ihre konstitutive Unterscheidung zwischen Theorie und Methode auf, gerät ohnehin ins Blickfeld, das nicht nur jede Theorie, sondern auch jede Methode Unterscheidungen verwendet (vgl. Nassehi 1998), um die Einsichten zu produzieren, die sie jeweils produziert, so dass eine Formtheorie unausweichlich auf beide bezogen ist und sie umfasst.

Es ist festzuhalten, dass es sich immer dann und nur dann um eine Beobachtung handelt, wenn eine Bezeichnung in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vorgenommen wird. Das ist die erste *ethnomethodologische* Unterscheidung. Sie ist ethnomethodologisch, weil diese eigentümliche Operation der Beobachtung sowohl die Methode des Laien ist, sich in die dadurch hervorgebrachte Welt hineinzuarbeiten als auch die grundlegende Methode der Soziologie, um sich Zugang zu ebendieser Welt zu verschaffen, die dann doch nur ihre eigene sein kann. Dieser Typ von Selbstreferenz kennzeichnet eine Ethnomethodologie. Man spricht von Reflexivität. Das drückt unter anderem aus, dass jede Untersuchung der Prozesse des Verstehens und Herstellens von Sinn selbst wiederum Gegenstand der Analyse sein kann, also letztlich selbst ein zu analysierender Vorgang eines solchen Prozesses ist (Weingarten/Sack 1976: 8). Die Soziologie hat somit ihrem Gegenstand gegenüber, was Beobachtung anbetrifft, keine privilegierte Position. Wohl aber kann sie Unterscheidungen beobachten, die andere nur verwenden. Sie kann also als Beobachter zweiter Ordnung auftreten (von Foerster 1993a, 1997). Aber auch das begründet keinerlei Privileg, denn man kann ihre Unterscheidungen ebenso auf diese Art und Weise beobachten. Die gegenwärtige Gesellschaft hat ihre Strukturen in allen Bereichen auf Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung stabilisiert (Luhmann 1992a). Dennoch hat die Soziologie eine Form, die sich

---

Möglichkeiten eines Aufgreifens des Formkalküls oder zumindest des Formbegriffs von Spencer-Brown für die Soziologie sind womöglich deshalb noch nicht deutlich geworden. Eine Einbettung in die Methodologie lässt diese Möglichkeiten markanter und fachbezogener hervortreten. Daher dieser Entwurf.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

von anderen Formen unterscheidet. Nur im Hinblick auf ihre Form wird man Unterschiede zur Beobachtung von Laien feststellen und entsprechende Vergleiche anstellen können.

Schauen wir uns etwas langsamer und behutsamer an, wie diese ethnomethodologische Unterscheidung funktioniert. Um eine Unterscheidung überhaupt beobachten zu können, muss erst einmal, ganz einfach gesagt, etwas passieren. Es bedarf einer *Operation*. Sonst gibt es nichts zu sehen oder zu bemerken. Diese Operation ist *Bezeichnen* – und sei es das Bezeichnen einer Unterscheidung.[17] Es muss also etwas getan, mitgeteilt, kommuniziert, gesprochen, benannt, behandelt, erlebt, wahrgenommen oder gedacht werden, um eine dabei verwendete Unterscheidung identifizieren zu können.[18] All das ist letztlich ein »Bezeichnen«, das keineswegs auf

17 Vgl. Spencer-Brown 1969. Deshalb ist der von Spencer-Brown entwickelte Kalkül genau genommen, wie er selbst sagt, kein Form-, sondern ein Indikationenkalkül.

18 In diesem Moment könnte gleichsam automatisch die Vorstellung einrasten, dass nur Akteure etwas bezeichnen oder selegieren können. Natürlich können auch Akteure das. Warum auch nicht? Man muss nur wissen, dass man mit dieser starken Einschränkung die Schwäche der Voraussetzungen zunichte macht und überdies wichtige Fragen einfach überspringt. Man muss eben auch untersuchen können, wie Akteure unterschieden beziehungsweise »gemacht« werden. Wie werden eigentlich Akteure bezeichnet? Um eine Bezeichnung einem Akteur zuschreiben zu können, muss man auch den Akteur selbst bezeichnen, braucht also eine weitere Bezeichnung. Wie werden Akteure eigentlich zur Ursache oder zum Ausgangspunkt einer Bezeichnung gemacht? Selbst wenn ein Akteur etwas bezeichnet, heißt das noch lange nicht, dass er auch die Ursache der Bezeichnung sein muss. Auch dazu braucht man dann mindestens eine weitere Bezeichnung. Allein diese Punkte zeigen schon, wie viel Arbeit bereits geleistet ist, wenn man den Akteur allzu rasch als menschliche Ursache einführt. Es sind mindestens vier (selbst hoch voraussetzungsvolle) Operationen des Bezeichnens-und-Unterscheidens notwendig, um das behaupten zu können. Woher kann man eigentlich wissen, dass nur (menschliche, intentionale) Akteure etwas bezeichnen (handeln, tun, kommunizieren etc.) können? Man sollte sich nicht allzu schnell auf die unmittelbare Evidenz des Alltags verlassen, denn es ist auch Tag für Tag offensichtlich, dass sich die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sprachliche Bezeichnungen beschränkt ist. Auch Handeln ist ein Bezeichnen. Gleichwohl muss man im Auge behalten, dass eine Operation nicht allein im Bezeichnen aufgeht, sondern zugleich eine Unterscheidung aufruft, ohne die die jeweilige Bezeichnung nicht möglich gewesen wäre.

Obwohl jedes Bezeichnen in Abhängigkeit von einer Unterscheidung geschieht, muss man die Unterscheidung, die ein Bezeichnen ermöglicht, nicht zwingend mit beobachten (was man im selben Augenblick ohnehin nicht kann). Vieles was tagtäglich passiert, erscheint bloß als eine Aufeinanderfolge von Bezeichnungen. Der Wecker klingelt, man drückt den »Aus«-Knopf, richtet sich auf, greift zur Kleidung, geht ins Bad und so weiter. Für Kommunikation gilt dasselbe. Grüßen, aneinander vorbeigehen, small talk, das Tagesgeschäft, Einkaufen, Zahlen, in Seminaren diskutieren – all das vollzieht sich einfach als Abfolge von Operationen (mitunter auch: als Prozess). Deswegen scheint Sozialität vereinfacht als Abfolge von Handlungen. Wenn das aber schon alles wäre, würde man nur Handlungen oder Erlebnisse zählen können und keinerlei Ordnung beobachten geschweige denn mit ihr rechnen können (vgl. Baecker 2005b: 98 ff.). Das ist aber der Fall, und zwar weil jede Operation als Selektion aus einem Bereich von Möglichkeiten beobachtet wird, der sich im selben Moment immer wieder neu realisiert (siehe Kapitel 6). Anders gesagt hat jede Operation eine *Form*, und ihr Sosein ist nur vor dem Hintergrund verständlich, dass es immer die Möglichkeit gibt, die Form ihrer Unterscheidung zu beobachten. Mit Georg Simmel gesprochen: das Sosein einer Operation ist immer mitbestimmt durch ihr Nicht-Sosein. Garfinkels berühmte Experimente, mit denen er seine Studierenden ins Feld (oft die eigene Familie oder Freunde und Bekannte) geschickt hat, bestehen letztlich auch nur in der Aufforderung, eine bestimmte Form laufender Operationen auch dort beobachtbar zu machen, wo es aufgrund bestimmter eingeschliffener Routinen nicht mehr nötig oder gar un-

---

Sonne um die Erde dreht und trotzdem kann man wissenschaftlich das Gegenteil behaupten. Dass nur Akteure selegieren können (vgl. exemplarisch Greshoff 2008, Esser 1994), ist soziologisch alles andere als selbstverständlich und im schlimmsten Fall eine rein metaphysische Vorstellung, die den Namen »Metaphysik« nach Heidegger und Günther noch nicht einmal verdient. Ich plädiere für eine andere Metaphysik.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

üblich, mithin sogar unzumutbar ist und deshalb oftmals bei allen Beteiligten, also inklusive des Experimentators, für extreme Verwirrung sorgt (Garfinkel 1967: 35 ff.).

Trotz der Tatsache also, dass man oft nur eine Abfolge lose gekoppelter Operationen zu beobachten meint und sich ferner auch Unterscheidungen selbst bezeichnen lassen, geht es zunächst einmal darum nachzuvollziehen, dass sich soziale Ordnung nur deshalb einstellen kann, weil sich empirisch nichts bezeichnen lässt, ohne eine Unterscheidung zu treffen, die sich im Augenblick des Bezeichnens zwar nicht mitbezeichnen lässt, aber im nächsten Moment der eigenen/fremden Beobachtung ausgesetzt werden kann. Demnach setzt jedes Bezeichnen eine Unterscheidung in die Welt und gleichzeitig voraus. Dass man dies wissen kann, ist aber eine *ethnomethodologische* Kompetenz. Diese Hervorhebung ist wichtig, denn wie soeben erwähnt, muss man die Unterscheidung zwischen Bezeichnung und Unterscheidung nicht treffen, wenn man sich durch die Unwägbarkeiten oder Routinen des Alltags (auch: der Forschung) hindurchlaviert. Es reicht, durch Bezeichnungen Unterschiede zu machen. Und doch ist die Möglichkeit, ein *account* zu formulieren, das zur Bewältigung, Sinngebung und Beobachtung einer Situation notwendig benötigt wird, davon abhängig, dass man als Laie wie als Soziologe die Methode beherrscht, Bezeichnungen im Hinblick auf ihre Unterscheidung zu beobachten. Andernfalls würde es unüberwindbare Probleme der Verhaltensabstimmung geben, denn alles andere würde einer Blockierung der Erkundung von Kontexten gleichkommen, die Kommunikation unmöglich machen würde.

Die ethno-methodische Kompetenz, eine Operation auf die sie ermöglichende Unterscheidung zurückzubeziehen ist allerdings keine Kompetenz, die Akteure (sei es ontologisch oder anthropologisch) besitzen und dann einbringen, um den gerade beschriebenen Vorgang der Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung, der hier Kommunikation genannt wird, in Gang zu bringen. Die Beobachtung von Formen ist vielmehr Resultat-Bedingung von Kommunikation. Akteure *erwerben* diese Kompetenz, weil sie sich auf Kommunikation einlassen und dadurch zu Akteuren werden. Da sie immer schon aus kommunikativen Verhältnissen hervorgehen (respektive für menschliche Organismen: in sie hineingeboren werden), entsteht jedoch der Eindruck, dass Akteure und Individuen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

im Speziellen diese Kompetenz bereits mitbringen. Doch außerhalb von kommunikativen/situativen Verhältnissen gibt es schlichtweg keine Akteure (vgl. Abbott 2001b: 296). »Not, then, men and their moments. Rather moments and their men.« (Goffman 1967: 3)

2.4 Beobachtung II: Kommunikation

Wann immer im Folgenden (und auch zuvor schon) von Form die Rede ist: es ist stets die Form einer Unterscheidung gemeint und Form ist ausnahmslos das Produkt einer Beobachtung. Da »Form« und »Beobachtung« jedoch kein wissenschaftliches Privileg genießen, ist eine Formtheorie in letzter Konsequenz Ethnomethodologie im hier verstandenen Sinne. Damit sind jedoch noch nicht alle Bestimmungen abgeschlossen, um zu einer Methodologie der Form zu gelangen. Ein letzter Punkt fehlt noch, für den allerdings ein wenig vorgegriffen werden muss.

Die Beobachtung einer Form ist eng mit Kommunikation verquickt. Allerdings ist Formbeobachtung nicht nur von Kommunikation abhängig, sondern nichts anderes als der Vollzug von Kommunikation selbst.[19] Gestützt wird diese Annahme, die zur Folge hat, dass eine Formtheorie *ab ovo* als Kommunikationstheorie verstanden werden muss, durch zwei eng miteinander verwobene und gleichplausible Interpretationen unserer ersten ethnomethodologischen Unterscheidung. Die erste, oben bereits vorgestellte, Interpretation ist vor allem durch Niklas Luhmann bekannt geworden und begreift die Unterscheidung zwischen Bezeichnen und Unterscheiden als formale Bestimmung des Beobachtungsbegriffs (ausführlich Luhmann 1990a: 75 ff.; vgl. auch Simon 1993): *Beobachtung ist die Anwendung der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung.* Diese Bestimmung der Beobachtung generalisiert den Begriff auf eine Art und Weise, die ihn von einer Beschränkung

19 Dass diese Position einen etwas anders gelagerten Kommunikationsbegriff voraussetzt als Luhmann ihn entwickelt hat (siehe zusammenfassend Luhmann 1987) versteht sich von selbst. Sie ist vielmehr an einer allgemeinen soziologischen Kommunikationstheorie orientiert, wie sie Luhmann nur angedeutet hat (Luhmann 1984a: 66, insb. Fn. 77) und die zuletzt von Dirk Baecker (2005a, 2005b) ausgearbeitet worden ist.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

auf die Wahrnehmung menschlicher Individuen löst und auch auf soziale Systeme anwendbar macht. Sie findet ihre Absicherung im Kalkül der Form. Dort hält Spencer-Brown abschließend fest, dass der Beobachter und die Operation der Unterscheidung nicht nur austauschbar, sondern in der Form identisch seien (Spencer-Brown 1969: 76).

Dieser Interpretation hat Dirk Baecker nun kürzlich eine zweite dazugestellt. Er sieht in der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung einen *Formalismus der Kommunikation*.[20] Immer wenn (und *nur* dann wenn) diese Unterscheidung als operative Grundlage dient, handelt es sich um Kommunikation. Diese Interpretation wird man freilich in den *Laws of Form* nicht finden, aber auch sie ist nicht einfach ohne theoretische Absicherung gesetzt, sondern holt sich ihre Plausibilität sowohl bei Claude E. Shannons mathematischer Theorie der Kommunikation, wie Baecker selbst ausführlich zeigt (Baecker 2005b: 15 ff.), als auch bei der Kybernetik zweiter Ordnung, die ausgehend vom Problem des Beobachtens und der Form immer wieder auf das Problem der Kommunikation beziehungsweise der Gesellschaft stößt (von Foerster 1973, 1979; Glanville 1979, 1982; Kauffman 2006).

Unsere vorangegangenen Überlegungen ziehen diese beiden Interpretationen zusammen, liefern aber mehr noch weitere soziologische und methodologische Argumente, die für Baeckers Kommunikationsbegriff sprechen. Die Verankerung des Formbegriffs in einer sozialwissenschaftlichen Methodologie gibt uns folglich die Möglichkeit, eine Position zu festigen, die davon ausgeht, dass Beobachtung sich nur im Rahmen von Kommunikation entwickeln kann und Kommunikation sich immer nur als Beobachtung abspielt. Der Beobachtungsbegriff verlässt damit den methodisch üblichen Rahmen, in dem Beobachtung ausschließlich als verfeinerte Wahrnehmungsleistung verstanden wird (König 1973b).

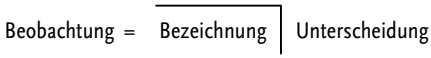
Obwohl die Notation von Spencer-Brown noch nicht eingeführt worden ist, wird hier bereits unvermittelt darauf zurückgegriffen, um den Gedankengang formal darzustellen, aber auch, wie nach einer Einführung in das Arbeiten mit dieser Notation im nächsten Kapitel deutlich werden wird, um ihn schärfer zu stellen. Man

20 Siehe Baecker 2005b: 60 ff. Dort findet sich auch die Form der Kommunikation, die hier bei uns sogleich als Gleichung (2.2) erscheint.

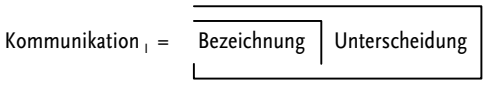
https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

muss zu diesem Zeitpunkt nur wissen, dass es sich um eine Notation für Unterscheidungen handelt, was im Prinzip auf einen Blick deutlich wird:

Gleichung (2.1)

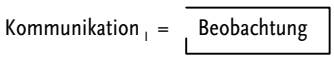


Gleichung (2.2)



Setzt man die obere (2.1) in die untere Gleichung (2.2) ein, so erhält man folgende Gleichung:

Gleichung (2.3)



Nimmt man Gleichung 2.3 als Grundlage, so bekommt man es kurz gesagt mit Kommunikation immer dann zu tun, wenn man beobachtet, wie sich Beobachtungen selbst konditionieren, wie eine Beobachtung also ihr eigenes Stattfinden vom Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein anderer Operationen desselben Typs abhängig macht. Mit anderen Worten ist Kommunikation immer dann der Fall, wenn sich Beobachtung als *Beobachtung* beobachtet (sich auf sich selbst zurückbezieht – deshalb der re-entry genannte, auf sich selbst zurückverweisende Haken), sich dabei zwangsläufig von anderen Beobachtungen unterscheidet und sich *dadurch* zu ihnen in Beziehung setzt. Der gleichzeitig mitlaufende Kontext von auf sich selbst verweisenden Beobachtungen, also die hier unmarkiert bleibende Seite rechts vom re-entry-Haken ⌐, bleibt in diesem Fall unbestimmt, kann aber, so die Konsequenz dieser Gleichung, durch Beobachtung (und *nur* durch Beobachtung, also nur durch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bezeichnung und Unterscheidung) bestimmt werden. Kurzum: Die Selbstreferenz und Rekursivität der Beobachtung ist Kommunikation.

Wir lassen hierbei den sich aufdrängenden Einwand außer Acht, dass selbstreferentielle Beobachtung für gewöhnlich auch im Fall des Bewusstseins angenommen wird und somit kein spezifisch bestimmendes Merkmal der Kommunikation sein kann. Allerdings ist zu bedenken, dass die hier dargestellte Rekursivität der Beobachtung eine Form ist, die Bewusstsein vermutlich im Umgang mit Kommunikation übernommen hat.[21] Woher sollte ein singuläres Bewusstsein (angenommen, dass es ein solches geben könne) sonst wissen, dass es *Beobachtungen* beobachtet, wenn es seine Operationen beobachtet? Doch selbst wenn man das nicht gelten lassen will: Bewusstsein ist unverkennbar nicht auf diese Selbstreferenz des Beobachtens reduzierbar, denn was wollte man dann mit seiner Externalisierung von Wahrnehmung, Aufmerksamkeitsverdichtungsleistung und Traum- und Tiefschlaffähigkeit anfangen? Im übrigen heißt es ja nicht, dass Bewusstsein (vielleicht besser: ein psychisches System) nicht beobachten oder Beobachtungen nicht verknüpfen kann, sondern nur, dass diese eigentümliche *Rekursivität der Beobachtung* keine genuine Bewusstseinleistung ist. Die so bestimmte allgemeine Form der Kommunikation ist also weitaus distinkter als der erste Blick vermuten lässt.

Die Art und Weise des soziologischen Umgangs mit der hier verwendeten Notation für Unterscheidungen wird im Laufe der Arbeit noch ausführlich erläutert.[22] Im Prinzip läuft es darauf hin-

21 Wir folgen hier im Prinzip der Überlegung von George Herbert Mead (1934), dass Bewusstsein (*mind*) als gesellschaftliches Produkt (*self*) begriffen werden muss. Siehe aber auch für eine wunderbare Illustration dieser Vorstellung und vieler anderer soziologischer Theoreme den Einakter »Geschlossene Gesellschaft« von Jean-Paul Sartre.

22 Dennoch sei hier schon einmal vorgemerkt: Keines der verwendeten Zeichen bleibt soziologisch uninterpretiert, höchstens unterinterpretiert, das heißt offen für weitere oder andere soziologische Bestimmung. In gewissem Sinne handelt es sich im Rahmen eines soziologischen Gebrauchs deshalb um ein *interpretiertes* axiomatisches System, das per definitionem auch deskriptive Begriffe enthalten kann (vgl. Cicourel 1964: 19 ff.). Uninterpretierte axiomatische Systeme enthalten dagegen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aus, mit Hilfe dieser Notation über das hinausgehen zu können, was sich sprachlich über die Operativität, Kontextualität und Sinnhaftigkeit des Sozialen sagen lässt. Bereits die soeben vorgestellten Gleichungen 2.1-2.3 machen das deutlich. Wenn man die Unterscheidung von Bezeichnen und Unterscheiden einfach nur sprachlich verwendet, wird der Unterschied zwischen Beobachtung und Kommunikation nicht deutlich, aber ein Vergleich der Gleichungen 2.1 und 2.2 zeigt auf einen Blick, worin der Unterschied besteht, obwohl beide mit Hilfe derselben Unterscheidung bestimmt werden. Kommunikation und Beobachtung werden über dieselbe Unterscheidung bestimmt, haben aber nicht dieselbe *Form*.

Im Prinzip lautet das notationstechnische Argument, dass sich jeder sprachlich formulierte Satz dieses Abschnitts (zu Kommunikation und Beobachtung) aus diesen Formalismen heraus konstruieren lässt. Natürlich geben diese notierten Formen nicht vor, in welcher Reihenfolge oder in welchem Wortlaut die Textproduktion erfolgen muss, und sie geben auch nicht vor, wie viel Sätze produziert werden und wo man mit dem Gedankengang beginnt oder wo man ihn abbricht. Das kann damit nicht gemeint sein. Aber sie formulieren das Problem, das der sprachlichen Ausformulierung zugrunde liegt und das die Suche nach dem nächsten Satz, also die mehr oder weniger konsistente Relationierung von Sätzen, anleitet. Formen sind Produkt von Operationen, generieren sie zugleich und verweisen dabei auf Kontexte, die aktuell nicht mit beobachtet werden, aber gleichzeitig vorhanden und potentiell aktualisiert werden können. Sie erzeugen mit anderen Worten *Sinn* und sind nur in Form von Sinn operationsfähig. Sie lassen unbestimmt, wie all das konkret angegangen werden muss, geben einem Beobachter (hier: dem Autor und den Lesern) allerdings Möglichkeiten der Bestim-

---

nur logische Begriffe wie »und«, »nicht«, »oder« und willkürlich gewählte Zeichen. Der wesentliche Unterschied, und zugleich der Grund warum man hier diese Typologie heranziehen kann, besteht indes darin, dass uninterpretierte im Gegensatz zu interpretierten axiomatischen Systemen keine notwendige Beziehung zur empirischen Welt haben. Mit diesen Formgleichungen werden jedoch ausnahmslos empirisch vollzogene Operationen notiert – und seien es auch »nur« wissenschaftliche, also begriffliche, theoretische oder methodische Abstraktionen, denn auch sie müssen »gemacht« werden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mung an die Hand. Es handelt sich insofern um bestimmbare Unbestimmtheiten – *und deshalb sagt eine solche Formalisierung letztlich immer mehr als sich sprachlich und sequentiell ausdrücken lässt.* Ein anderer Beobachter wird eine Bestimmung dieser Formen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anders vornehmen, aber sicherlich nicht: beliebig.

Die drei obigen Gleichungen und insbesondere die letzte dieser drei (2.3) funktionieren, wie für Formalismen herausgearbeitet worden ist, als Problemformeln und, wie es in Bezug auf Beobachtungen angerissen worden ist, als Beobachtungsmuster. Doch die Probleme werden nicht gestellt, um sie schlicht zu lösen und Beobachtungen werden nicht vorgenommen, um sie gleichsam für sich zu behalten. Ein Problem wird so gestellt, dass seine Lösung stets als Ausgangspunkt für weitere Probleme fungieren kann und eine Beobachtung hat nur dann eine Chance, als eine erkennbar zu werden, wenn man das Risiko auf sich nimmt, sie mitzuteilen. Selbst wenn eine aufgestellte Formgleichung sich also als Ausgangs- oder Endpunkt einer Untersuchung im Nachhinein als falsch herausstellt, laufen theoretisch mögliche Anschlüsse methodisch kontrolliert ab, so dass man sich im Sinne von Charles Tilly (2004b) lehrreich irren kann – lehrreich deswegen, weil sich dann genau verfolgen lässt, an welcher Stelle der Formalismus modifiziert werden oder an welchem Punkt man ihn womöglich gänzlich verwerfen muss. Aber diese Zusammenhänge lassen sich nur in Erfahrung bringen, wenn weitere Beobachtungen dazukommen, wenn man sich also kurz gesagt in einen Prozess der (wissenschaftlichen) Kommunikation begibt.

Eine zugespitzte Formulierung fasst das Skandalon dieser Überlegungen zusammen: Beobachten kann man nur, wenn man sich auf Kommunikation einlässt.[23] Das ist leicht gesagt, denn da unbekannt ist (und bleibt), wie eine Welt ohne Kommunikation aussieht, ist diese Aussage nicht überprüfbar, also auch nicht falsifi-

23 Das wird besonders deutlich in der Psychoanalyse, denn gerade dort, wo es um die beobachtende Erkundung eines an und für sich rein psychischen Geschehens geht, geht nichts ohne die psychoanalytische Therapiesituation. Man lernt dort, etwas Unbeobachtbares zu beobachten – doch was man in erster Linie dafür tun muss ist: sich auf Kommunikation einlassen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zierbar. Aber das ist auch nicht der Sinn einer solchen Konjektur. Sie dient als theoretischer Kontrapunkt der für selbstverständlich gehaltenen und ebenso wenig falsifizierbaren Annahme, dass Menschen als Beobachter geboren werden. Sie stimuliert dadurch womöglich ein andersartiges Nachsinnen über die uns interessierende *sozial erzeugte* Differenz und Identität von Beobachtung, Wahrnehmung, Kommunikation und Bewusstsein.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603.59 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -